

Das Lied von San Gian

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 12

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Violett der Melancholie über die Wiesen hauchen — seine Musik ist sofort mitspielbar, mitempfindbar. Sein Symbolgehalt ist mächtig, vom Herbst des Lebens bis zum Herbst der Zeit überhaupt. Aber nun der Frühling — dieser Aufwand! Rilke besonders hat sich gelegentlich an seinem Pathos gestossen; denn die Pastelltöne des Herbstlichen lagen ihm näher. Doch plötzlich fällt uns das Einfachste ein, womit wir ihn treffen wollen: das Jugendliche, und zwar in jeder Beziehung, sei es das etwas Masslose, das Ueberschwengliche oder vor allem das Unverwüstliche, Optimistische. Dem Frühling etwa klar machen zu wollen, es hätte ja keinen Sinn, sich so ins Grün zu legen, da alles ohnehin bald wieder welke, das wäre ein aussichtsloses Unterfangen. Ihm liegt der Sinn des Blühens im Blühen selbst, genau nach Goethes Aphorismus: «Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst.»

Dies vom Frühling zu übernehmen, ist die klügste Psychologie. Junge Menschen üben sie in beneidenswerter Weise. Und die meisten Dichter sprechen es ihnen nach; am schönsten wohl Ludwig Uhland, dessen «Frühlingsglaube» unverwüstlich ist:

Die linden Lüfte sind erwacht,
 Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
 Sie schaffen an allen Enden.
 O frischer Duft, o neuer Klang!
 Nun, armes Herze, sei nicht bang!
 Nun muss sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
 Man weiss nicht, was noch werden mag,
 Das Blühen will nicht enden.
 Es blüht das fernste, tiefste Tal;
 Nun, armes Herz, vergiss der Qual!
 Nun muss sich alles, alles wenden.

Gegen siebzig Vertonungen dieses Liedes hat man gezählt. Schubert und Mendelssohn sind darunter. Und wollte man etwa alle Frühlingslieder der deutschen Literatur vom Minnesang her bis heute zusammenstellen: es wäre ein aussichtsloses Unterfangen — denn diese Anthologie ginge am eigenen Reichtum zugrunde, wie es auch Bäume geben soll, die sich zutod blühen. Es ist nämlich tatsächlich so, dass der Frühling nicht nur die harmlose Jahreszeit ist, wie man auf Grund seiner Blütensüsse annehmen könnte; denn das Stichwort Liebe und Frühling ist noch gar nicht gefallen, soll es auch nicht. Diesem Thema beizukommen, wäre noch vergeblichere Mühe, als die oben erwähnte Anthologie herzustellen.

So entlassen wir uns denn selbst aus diesem unfruchtbaren Diskutieren und begeben uns vors Haus oder, noch besser, vor die Stadt, um (mit Mörike) zu sehen, wie er, der Frühling, sein blaues Band wieder flattern lässt durch die Lüfte; denn jetzt ist das unbezweifelbare Wirklichkeit geworden, was sich einige Zeit vorher mit dem in Verruf geratenen Ruf «Es muss doch...» angekündigt hat.

Hans Schumacher

Das Lied von San Gian

Von Maria Dutli-Rutishauser

Manchmal, wenn der Wind in den Pappeln spielt, die die uralte Kirche von San Gian umstehen, raunt es wie ein Lied durch das Tal. Dann heben die alten Leute die Köpfe und nicken sich zu. Einer etwa sagt, was sie alle denken: «Jetzt singt die schöne Menga wieder.»

Wenn junge Leute in der Nähe sind, lachen sie und spotten: «Tote können doch nicht singen, ihr seid abergläubisch, Mutter Genia!»

Sie aber, die alt ist und grau wie ein Wesen der Vorzeit, lächelt wissend. Wer da im Land unter den Gletschern aufgewachsen ist, kennt die Lebenden und die Toten. Mit allen steht sie auf du. Nachts lassen ihr die lang Verstorbenen oft keine Ruhe. Und eine von ihnen, die noch umgehen, ist die schöne Menga.

«Ihr hättet sie sehen sollen! Jung und schön war sie wie ein Bild. Ich bin ein Kind gewesen damals, aber ich weiss noch, wie sie ausgesehen hat. Ihre Mutter hat sie hüten müssen, denn wenn Freunde ins Tal kamen, haben sie mehr nach der Menga geschaut als nach den Bergen. Ist eine brave, tugendsame Tochter gewesen, die sich nicht viel gemacht hat aus den bewundernden Blicken. Vielleicht wusste sie nicht einmal, wie schön sie war. Wer weiss, am Ende ist auch nicht ihre Schönheit Schuld gewesen an ihrem Unglück, aber ihre Stimme.»

Die alte Genia schaut in die Weite. Die Jungen aber drängen:

«Sie hat singen können, die Menga?»

«Und wie! Der Weiler ist am Abend ganz still geworden, wenn die Menga zu singen anhub. Alte und junge haben ihr zugehört und uns allen ist es vorgekommen, das sei kein Mensch, sondern ein Engel Gottes, der da singe. Ich hab's gesehen, dass viele mit gefalteten Händen standen und hinhorchten. Wenn das Lied schon verklungen war, schien noch ein Ton in der Luft zu hängen. Wenn Fremde nach der Sängerin fragten, tat ihre Mutter die Läden zu. Sie fühlte immer die Gefahr um das Mädchen und wollte sie bannen. So kam es, dass die Menga aufwuchs wie eine seltene Blume. Sonntags, wenn sie nach San Gian in die Kirche ging, trug sie die Tracht des Tales, doch die Mutter hielt darauf, dass sie das schwarze Kopftuch umtue wie eine alte Frau.

Hat alles nichts genützt. Denn einmal ist die Menga am Abend ganz allein den Hügel von San Gian hinangestiegen, als die Betglocke läutete. Unter den Pappeln sass sie dann und hob zu singen an. Das hat weithin geklungen, und den Leuten im Weiler kam es vor, die Menga singe nicht mehr für sie. Ihr Lied war lockend geworden wie ein Zeichen. Es hat nichts ausgemacht, dass die Mutter nach dem Mädchen rief, dass sie es später an der Hand nach Hause führte und vor allen Nachbarn ausschalt. Die Menga schwieg und lächelte nur. Und als die Mutter daheim zornig rief: «Willst du wohl noch einmal wie eine Fahrende unter den Pappeln singen?» da sagte Menga ruhig: «Ich muss, Mutter.»

Aber manchen Abend sass die schöne Menga hinter Schloss und Riegel. Die Mutter liess sie

nicht hinaus, und im Weiler warteten die Leute vergebens auf das Abendlied. Jemand fiel es auf, dass seither vom Kirchhügel Abend für Abend eine Geige klang, leise und zart, wie man es seither nie gehört. Da suchten Mengas Eltern nach dem Geiger. Sie fanden ihn nicht. Eines Tages aber, als alle Leute Heu eintaten von den Alpen, ist die Menga ausgebrochen. Die Mutter merkte es erst spät. Zu spät! Denn als die Sonne sank, klang von San Gian herab des ungesesehenen Spielmanns Weise und der Menga altes Abendlied in einer so wunderschönen Harmonie, dass es alle Leute heiss und kalt überlief. Wie gesagt — ich bin damalen ein Kind gewesen, aber noch höre ich das Singen vom Berge. «Ihr müsst sie holen», sagten die Alten zur Mutter Mengas. Die aber starrte vor sich hin und schüttelte den Kopf: «Nun ist's zu spät.»

Man hat die Menga nicht mehr gesehen im Tal. Ohne Erbteil und Abschied ist sie gegangen. Ein Fremder hat viel später einmal erzählt, sie sei eine berühmte Sängerin geworden, aber eine unglückliche Frau. Denn ohne Segen und ohne Treu' habe sie der Geiger genommen und wieder verlassen. Ein Lied singe sie manchmal, das einen an das Tal ihrer Heimat gemahne und an das Rauschen der Pappeln von San Gian. Heimkommen könne sie nicht — —.»

Nun lacht niemand mehr. Auch die Jungen schauen zur uralten Kirche hinauf, deren Gemäuer zerfallen will, die keine Glocke mehr hat im offenen Turme. Und ihnen ist, es könnte schon sein, dass eines ewig keine Ruhe findet, wenn es nicht schlafen kann im Boden der Heimat!

Schneeglöcklein

Im Garten, wo's noch öde und kahl ist, sowie an schneeigen Halden blühen wieder die Schneeglöcklein. Und wir pflücken sie gerne und behutsam, die zarten, grün umzäunten Glöcklein. Wir nehmen sie mit nach Hause, stellen sie in eine schöne Vase, denken an den Frühling und vielleicht auch an die Legende vom Schneeglöcklein.

Nach dem Sündenfall wurde das Paradies geschlossen. Traurig und öde war es jetzt auf der Erde, denn es lastete der Fluch Gottes auf ihr. Das Schweigen des Todes schwebte über die weiten Einöden und über die nordischen Gefilde. Finstere Wolken ballten sich um die hohen Alpengipfel und hüllten sie ein mit schwarzen Todesschatten.

Ueber die verwüstete Erde fiel zum erstenmal ein kalter Schnee. Der Sturm ward losgelassen, und unter seinem eisigen Hauche erstarrten die Pflanzen. Ueber der erst noch so schönen, reichen Natur schwang jetzt der Winter sein strenges Szepter und schlug sie mit Unfruchtbarkeit, mit Weh und Schrecken.

Der Herr rief seine Engel zurück aus dem Garten Eden, und sie folgten eiligst in den schönen Himmel hinauf. Nur einer der Engel machte in der Nähe unseres Planeten noch Halt und schaute mit schmerz erfüllter Liebe auf ihn nieder. Eben flog er über das Land, das sich später Helvetia nannte, und er sah mit Schrecken, dass der